

Leseprobe

(369a–d)

Entstehung des Staates | 53

›Und wir dürfen hoffen, wenn diese Entstehung sich vollzogen hat, den Zweck unserer Untersuchung leichter zu erreichen?‹

›Viel leichter.‹

b

›Wollen wir uns hineinwagen? Es wird keine leichte Arbeit sein. Überlegt es wohl!‹

›Wir haben es überlegt, sagte Adeimantos, ›geht nur ans Werk.‹

›Ein Staat bildet sich meiner Meinung nach aus dem Grunde, weil kein Mensch sich selber genug ist. Wir alle haben einander nötig. Oder meinst du, die Entstehung des Staates habe andere Gründe?‹ XI

›Nein, ich glaube nicht.‹

›Also wir nahmen einander für diese oder jene Hilfeleistung in Anspruch, und so sammelte sich an einem Platze eine Menge (es sind viele nötig) von Genossen und Gehilfen. Diese Ansiedlung erhielt dann den Namen Staat. Nicht wahr?‹ c

›Jawohl.‹

›Einer gibt dem andern, falls er eben gibt; und wer das Empfangen vorzieht, empfängt.‹

›Ganz recht.‹

›Nun gut! Beschreiben wir die Entstehung eines solchen Staates! Unser Bedürfnis ist offenbar die Ursache seiner Entstehung.‹

›Ohne Frage.‹

›Das erste und stärkste Bedürfnis ist die Beschaffung von Nahrungsmitteln, damit man leben und bestehen kann.‹ d

›Durchaus.‹

›Das zweite ist die Herstellung einer Wohnung, das dritte die Herstellung der Kleider und ähnlicher Dinge.‹

›So ist es.‹

›Nun sag, wie schafft der Staat das alles herbei? Doch so, daß der eine das Land beackert, der zweite Häuser baut, der dritte webt? Wir können wohl auch einen Schuhmacher hinzufügen oder wer sonst für den Körper sorgt.‹

›O ja.‹

Leseprobe

54 | Zweites Buch

(369d–370c)

- ›So besteht denn der notdürftigste Staat aus vier bis fünf Menschen.«
- e ›Augenscheinlich.«
- ›Weiter! Muß nun jeder seine Arbeit für alle tun? Also muß der eine Ackerbauer für vier Menschen Nahrung schaffen, die vierfache Zeit und Arbeit daran wenden und den andern ihren Anteil geben? Oder soll er sich um die andern nicht kümmern und nur für sich allein ein Viertel davon in
- 370a der Viertelszeit schaffen, die übrige Zeit aber auf den Bau seines Hauses, auf die Herstellung seiner Kleidung, seines Schuhwerks verwenden? Also soll er alles selber tun und sich um die andern keine Sorgen machen?«
- Und Adeimantos sagte: ›Das erstere ist wohl bequemer als das letztere, Sokrates.«
- ›Ei freilich! Und es ist auch ganz natürlich! Während du
- b sprichst, fällt mir nämlich ein, daß die Anlagen der Menschen nicht gleich sind, sondern verschieden, daß also der eine für diese, der andere für jene Arbeit sich eignet. Oder meinst du nicht?«
- ›Doch.«
- ›Ferner: leistet ein Mensch mehr, wenn er vielerlei tut oder wenn er nur eines tut?«
- ›Wenn er eines tut.«
- ›Weiter ist klar, meine ich, daß eine Arbeit verloren ist, wenn man den richtigen Zeitpunkt verpaßt.«
- ›Freilich ist das klar.«
- ›Denn die Arbeit wartet in der Regel nicht, bis der Arbeiter Zeit hat, sondern der Arbeiter muß ihr beständig seine Aufmerksamkeit zuwenden.«
- c ›Das muß er.«
- ›Nur dadurch gedeiht alles, wird schöner und kostet weniger Mühe, daß jeder eine einzige Aufgabe hat, die seiner Anlage entspricht und der er sich zur rechten Zeit und ungestört durch andere Arbeiten widmet.«
- ›Ganz richtig.«
- ›Um jene erwähnten Bedürfnisse zu befriedigen, Adeimantos, sind nun aber mehr Bürger nötig als vier. Der Land-

Leseprobe

(370c–371a) Arbeitseinteilung im ›gesunden‹ Staat | 55

mann kann sich einen ordentlichen Pflug wohl kaum selber machen, auch nicht den Karst und die anderen landwirtschaftlichen Geräte. Ebenso wenig der Baumeister die mannigfachen Werkzeuge, die er braucht. Ähnlich ist es mit dem Weber und dem Schuhmacher. d

›Du hast recht.‹

›Zimmerleute, Schmiede und viele andere Handwerker werden Mitglieder unseres kleinen Staates und bevölkern ihn.‹

›Jawohl.‹

›Nun, groß ist er noch nicht, auch dann nicht, wenn wir Rinderhirten, Schafhirten und andere Hirten in ihn aufnehmen. Denn die Landleute müssen doch Ochsen zum Pflügen haben; die Baumeister und ebenso die Landleute brauchen Zugtiere zur Beförderung von Lasten, und die Weber brauchen Wolle, die Schuhmacher Leder. e

›Aber klein ist er auch nicht mehr, wenn er all das umfaßt.‹

›Ferner wird es kaum möglich sein, den Staat an einem Orte zu gründen, wo er keine Einfuhr braucht.‹

›Allerdings ist das unmöglich.‹

›Es sind also Leute nötig, die aus anderen Staaten die Gegenstände einführen, die ihm fehlen.‹

›Die sind nötig.‹

›Und wenn ein Bote in dem anderen Staat leer ankommt und nicht mitbringt, was jene Leute, von denen er Waren eintauschen soll, brauchen, so muß er auch leer umkehren. Nicht wahr? 371a

›Das denke ich.‹

›Also haben sie zu Hause nicht bloß für sich selber zu sorgen, sondern müssen auch die Dinge beschaffen, die der ausführende Staat braucht, und auch in der nötigen Menge.‹

›Freilich müssen sie das.‹

›Unser Staat hat also mehr Landwirte und Handwerker nötig.‹

›Ja, mehr.‹

›Hat auch Leute nötig, die die Einfuhr und Ausfuhr besorgen. Das sind die Kaufleute, nicht wahr?‹

Leseprobe

56 | Zweites Buch

(371a–e)

- ›Ja.«
›Wir brauchen also Kaufleute.«
›Allerdings.«
›Und ist der Handel überseeisch, so brauchen wir noch
b eine Menge von Leuten, die sich auf die Schifffahrt verstehen.«
›In der Tat, eine Menge.«
XII ›Weiter! Wie ist es innerhalb des Staates? Wie wird die Verteilung der Arbeitserträge vor sich gehen? Zu diesem Zweck hatten wir die Leute doch zusammengeführt und den Staat gegründet?«
›Offenbar geschieht es durch Kauf und Verkauf, sagte er.
›So erhalten wir einen Markt und eine Münze zur Erleichterung des Verkehrs.«
›Jawohl.«
c ›Und wenn der Landwirt oder der Handwerker seine Waren auf den Markt bringt, findet aber nicht gleich Abnehmer und Käufer, wird er dann seine anderen Arbeiten im Stich lassen und auf dem Markte sitzen bleiben?«
›Keineswegs, erwiderte er. ›Es werden sich Zuschauer finden, die ihm diesen Dienst abnehmen. In richtig verwalteten Staaten pflegen es die körperlich Schwächsten und zu anderer Arbeit Untauglichen zu sein. Ihr Gewerbe ist, sich auf
d dem Markte aufzuhalten, Waren von den Produzenten einzukaufen und sie wieder an die Kauflustigen abzugeben.«
›Hieraus erwächst der Stand der Krämer in unserem Staate. Wir nennen doch diese Leute Krämer, die still auf dem Markt sitzen, um Waren zu kaufen und zu verkaufen? Solche dagegen, die von Staat zu Staat reisen, nennen wir Kaufleute?«
›Jawohl.«
›Es gibt noch andere dienende Gewerbe, glaube ich. Manche Menschen sind durch ihren Verstand keine wünschenswerten Mitglieder eines Staates; aber ihr Körper ist arbeitsfähig. Sie verkaufen ihre Körperkraft und heißen Lohnarbeiter, glaube ich, weil man den Preis, der für die Körperkraft bezahlt wird, Lohn nennt. Nicht wahr?«
e

Leseprobe

(371e–372d)

Leben im werdenden Staat | 57

›Jawohl.«

›Zu einem vollständigen Staate gehören wohl auch Lohnarbeiter.«

›Ich meine.«

›Und jetzt, Adeimantos, ist unser Staat so angewachsen, daß ihm gar nichts mehr fehlt?«

›Vielleicht.«

›Wo ist in ihm nun die Gerechtigkeit und wo die Ungerechtigkeit? Bei welcher Gelegenheit sind sie entstanden?«

›Ich kann es nicht erkennen, Sokrates, falls sie nicht auf dem Bedürfnis beruht, das diese Menschen zueinander treibt.« 372a

›Vielleicht hast du es getroffen. Forschen wir weiter und lassen wir nicht ab! – Zunächst ist zu fragen, wie sich das Leben der Bürger unter diesen Verhältnissen gestaltet. Sie werden doch wohl Brot backen und Wein keltern, Kleider und Schuhe anfertigen, Häuser bauen und werden im Sommer meist nackt und barfuß arbeiten, im Winter genügend bekleidet und beschuht. Ihr Nahrungsmittel wird Mehl sein, das sie aus Gerste oder Weizen bereiten; das Gerstenmehl kochen sie dann, das Weizenmehl backen sie, legen die prächtigen Kuchen und Brote auf Binsen und reines Laub, lagern sich selber auf einer Streu von Taxus und Myrten und halten mit ihren Kindern ein gutes Mahl. Dazu trinken sie Wein, bekränzen sich und loben die Götter; sie freuen sich ihres Beisammenseins, zeugen nicht mehr Kinder, als sie ernähren können und hüten sich vor Armut und Krieg.« b c

Und Glaukon unterbrach: ›Du läßt die Leute wohl ohne Zukost schmausen.« XIII

›Du hast recht! Ich vergaß, daß sie auch Zukost haben; Salz ohne Zweifel, auch Oliven und Käse; auch Zwiebeln und anderes Gemüse, überhaupt was auf dem Felde Eßbares wächst, werden sie sich zubereiten. Wir setzen ihnen auch einen Nachtisch vor: Feigen, Erbsen, Bohnen. Myrten und Eicheln rösten sie am Feuer, trinken auch ein wenig dazu. So leben sie in Frieden und Gesundheit, werden gewiß recht alt und hinterlassen, wenn sie sterben, ihren Nachkommen ein gleiches Los.« d

Leseprobe

58 | Zweites Buch

(372d–373c)

Und jener: ›Wenn du einen Staat von Schweinen gründetest, Sokrates –, würdest du sie anders füttern?‹

›Aber wie soll es sonst sein?‹

›Wie es sich gehört!‹ sagte er. ›Sie sollen auf Polstern liegen, sonst sind sie traurig daran; und sollen von Tischen essen und Zukost und Nachtschüssel haben, wie wir sie heute haben.‹

e ›Wohl, ich verstehe! Wir untersuchen nicht bloß die Entstehung eines Staates, sondern die eines üppigen Staates! Am Ende ist das nicht ungünstig; grade daran sehen wir vielleicht die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit im Staate erwachsen. Der wahre, sozusagen gesunde Staat ist meiner Meinung nach der, den wir beschrieben haben. Wollt ihr auch den ausschweifenden sehn, so steht nichts im Wege. Manchem wird ja wohl jener nicht genügen, auch jene Lebensweise nicht. So finden sich denn Polster ein und Tische und anderer Hausrat; ferner Zukost, Salben, Räucherwerk, Freudenmädchen, feines Backwerk und allerhand ähnliche Dinge. Von dem Notwendigen, das wir zuerst aufzählten: Häuser, Kleider, Schuhe, dürfen wir nicht mehr reden. Die Malerei müssen wir herbeiholen; Gold, Elfenbein und all dergleichen wird eingeführt. Nicht wahr?‹

b ›Ja.‹

Und wieder müssen wir den Staat vergrößern! Jener gesunde ist doch nicht mehr groß genug. Mit einem ganzen Troß von Leuten müssen wir ihn füllen, die nicht mehr der Notdurft des Lebens dienen. Es kommen Jäger aller Gattungen herein, ferner die nachahmenden Künstler, also viele von den zeichnenden und malenden, viele auch von den redenden, nämlich die Dichter mit ihren Gehilfen: den Rhapsoden, Schauspielern, Tänzern, Theaterunternehmern, ferner

c die gewerblichen Künstler, namentlich solche, die weiblichen Schmuck herstellen. Auch mehr Dienende brauchen wir. Meinst du nicht, daß Hauslehrer, Ammen, Wärterinnen, Mägde, Barbieri, daß auch Bäcker und Köche nötig werden? Auch Schweinehirten brauchen wir jetzt. In dem ursprünglichen Staate gab es keine; man brauchte sie nicht. Aber jetzt

Leseprobe

(373c–374b)

Der ›üppige‹ Staat fordert Krieger | 59

müssen wir Schweine halten, auch anderes Schlachtvieh, nicht wahr?«

›Freilich.«

›Auch Ärzte tun uns bei dieser Lebensweise viel mehr not d als bei der früheren.«

›Viel mehr.«

›Und das Land, das damals alle ernähren konnte, ist jetzt zu XIV klein. Oder meinst du nicht?«

›Doch.«

›So müssen wir das Nachbarland beschneiden, um genügend Weide- und Ackerland zu haben. Das gleiche müssen aber unsere Nachbarn tun, falls auch sie die Schranken der Notdurft überschritten und sich der schrankenlosen Besitzlust ergeben haben.«

›Unbedingt müssen sie es, Sokrates.« e

›Und dann kommt es zum Kriege, Glaukon? Oder wie?«

›Jawohl.«

›Fragen wir noch nicht, ob der Krieg etwas Gutes oder etwas Schlimmes ist! Stellen wir nur fest, daß wir die Entstehung des Krieges gefunden haben, der in der Regel über die einzelnen wie auch über die Gesamtheit des Staates Unheil bringt, falls eben er es ist, der dies Unheil bringt.«

›Gewiß.«

›Und dann muß der Staat sich noch wieder vergrößern, und nicht etwa um eine Kleinigkeit, sondern um das ganze 374a Heer, das hinauszieht und für Hab und Gut und alles, was wir beschrieben haben, gegen den Feind kämpft.«

›Aber können die Bürger das nicht selber tun?«

›Nein, falls du und wir alle bei der Gründung des Staates richtigen Grundsätzen gefolgt sind. Wir einigten uns, wenn du dich erinnerst, daß ein Mensch unmöglich viele Künste beherrschen kann.«

›Das ist wahr.«

›Und ist die Kriegsführung keine Kunst?« b

›Ohne Frage.«

›Und erfordert das Schuhmacherhandwerk mehr Sorgfalt als die Kriegskunst?«

Leseprobe

60 | Zweites Buch

(374b–375a)

›Keinesfalls.«

- ›Und doch verboten wir dem Schuhmacher, auch noch Landwirt, Weber, Baumeister zu sein, damit er seinen Beruf gut ausfüllen kann. Auch die anderen ließen wir nur ein Handwerk lernen, jeden das, wofür er Anlage hatte. Das sollte er treiben, ungestört durch sonstige Aufgaben; er sollte sein Leben lang dabei bleiben, stets den richtigen Zeitpunkt wahrnehmen und seine Sache recht machen. Und ist es nicht besonders wichtig, daß gerade die Kriegskunst gut geübt wird? Oder ist sie so leicht, daß man zugleich Landwirt, Schuhmacher, überhaupt Handwerker und auch Krieger sein kann? Während es sogar ein Brettspieler oder Würfelspieler niemals zu etwas bringt, wenn er seine Kunst nicht von Kindheit an, sondern nur dann und wann treibt?
- d Steht denn einer im Hoplitenkampf oder in anderem Kampf gleich heute seinen Mann, wenn er einen Schild oder überhaupt eine Waffe in die Hand nimmt? Wenn man ein anderes Werkzeug ergreift, ist man doch keineswegs schon ein Handwerker oder ein Athlet; vielmehr ist es wertlos, solange man seinen Gebrauch nicht kennt und sich nicht gehörig geübt hat.«

›Da wären auch die Werkzeuge etwas Rechtes!«

- XV ›Je wichtiger also das Amt derer ist, die den Staat bewachen sollen, um so freier müssen sie von andren Arbeiten sein, und um so größere Kunst und Sorgfalt verlangt es.«

›Ja ich meine.«

›Und verlangt es nicht auch eine besondere Begabung?«

›Ohne Zweifel.«

›Und unser Amt wäre wohl jetzt, Naturen, deren Anlagen sich zur Bewachung unseres Staates eignen, auszusuchen, gesetzt, daß wir es können.«

›Ja, das ist unser Amt.«

›Wahrhaftig, da haben wir uns keine leichte Aufgabe aufgeladen! Doch gehen wir mutig daran, soweit unsere Kraft reicht!«

- 375a ›Gewiß, es wird schon gehen.«

Leseprobe

(375a–d)

Natur des Kriegers | 61

›Glaubst du, daß die angeborene Gabe eines klugen Hundes zum Wachen von der Anlage eines edlen Jünglings verschieden ist?‹

›Inwiefern meinst du?‹

›Beide müssen scharf aufpassen, müssen flink verfolgen, was sie bemerken, und müssen es kräftig packen, wenn es zum Kampf kommt.‹

›Das alles ist nötig.‹

›Und wer gut kämpfen will, muß tapfer sein?‹

›Natürlich.‹

›Ist ein Geschöpf tapfer, das keinen Mut hat, gleichviel ob ein Pferd oder ein Hund oder ein anderes Tier? Du hast es doch gewiß erfahren, daß der Mut unangreifbar und unbesiegbar ist, daß er jede Seele, von der er Besitz nimmt, furchtlos und unüberwindlich macht?‹

›Freilich habe ich es erfahren.‹

›Wie der Körper eines Wächters sein muß, ist an sich klar.‹

›Ja.‹

›Und nun auch, wie seine Seele sein muß: nämlich mutig.‹

›Auch das ist sicher.‹

›Wie machen wir es aber, Glaukon, fuhr ich fort, daß die Wächter bei ihrer Naturanlage Frieden untereinander halten und auch ihre Mitbürger nicht roh behandeln?‹

›Das ist allerdings nichts Leichtes.‹

›Gegen die Ihrigen müssen sie doch friedlich und gegen die Feinde grimmig sein. Sonst werden sie nicht abwarten, daß die Feinde ihnen auf den Leib rücken; sie tun es gegenseitig.‹

›Du hast recht.‹

›Was tun wir? Wo finden wir eine friedliche und doch kriegerische Gemütsart? Sanftmut und Mut sind Gegensätze.‹

›Es liegt auf der Hand.‹

›Aber nimmt man ihnen eins von beiden, so sind sie keine ordentlichen Wächter. Beides scheint unmöglich. Also wäre ein tüchtiger Wächter eine Unmöglichkeit.‹

›Es scheint so.‹

d

Leseprobe

62 | Zweites Buch

(375d–376b)

- Ich sah keinen Ausweg, überdachte dann aber das Vorhergehende und sprach: ›Es geschieht uns recht, Freund, daß wir in Verlegenheit sind. Wir haben unser Gleichnis verlassen.‹
- ›Wie sagst du?‹
- ›Wir haben nicht daran gedacht, daß es Geschöpfe mit solchen Gegensätzen wirklich gibt, woran wir zweifelten.‹
- ›Wo denn?‹
- ›Man kann es auch an andern Tieren beobachten, am besten aber bei dem ‘Wächter’, den wir als Beispiel nahmen.
- e Du weißt doch, daß alle Hunde ganz zutraulich gegen bekannte und gewohnte Menschen sind, gegen Unbekannte dagegen böse.‹
- ›Ich weiß.‹
- ›Also ist solche Vereinigung möglich und daß wir von unseren Wächtern Ähnliches verlangen, nicht wider die Natur.‹
- ›Es scheint nicht.‹
- XVI ›Glaubst du nun, daß der künftige Wächter in seiner Natur außer dem Mut auch etwas Philosophisches haben muß?‹
- 376a ›Wieso? Ich sehe es nicht ein.‹
- ›Auch das kannst du bei den Hunden sehen, obwohl es beim Tier recht wunderbar ist.‹
- ›Was?‹
- ›Wenn er einen Unbekannten sieht, knurrt er, ohne daß ihm jener etwas Böses getan hat. Einen Bekannten begrüßt er freundlich, auch wenn er niemals etwas Gutes von ihm erfahren hat. Hast du dich noch nicht darüber gewundert?‹
- ›Ich habe nicht darauf geachtet. Richtig ist es ohne Frage.‹
- ›Dies Benehmen deutet aber auf eine feine Naturanlage und hat etwas Philosophisches.‹
- b ›Inwiefern?‹
- ›Insofern er Freund und Feind bloß nach geistigen Gesichtspunkten unterscheidet. Liegt nicht Liebe zur Erkenntnis darin, wenn man Vertrautes und Fremdes durch Wissen und Nichtwissen auseinanderhält?‹
- ›Auf jeden Fall.‹

Leseprobe

(376b–e)

Erziehung der Wächter | 63

›Aber Liebe zur Erkenntnis ist das gleiche wie Philosophie?‹

›Ja, das gleiche.‹

›Wir sagen also getrost, daß auch der Mensch, wenn er mit seinen Freunden und seinesgleichen Frieden halten soll, in seiner Natur etwas Philosophisches und Liebe zur Bildung haben muß?‹

›Ja, wir können es getrost sagen.‹

›Also wer philosophisch, wer mutig, wer flink und stark ist, der wird ein tüchtiger Wächter des Staates werden?‹

›Vollkommen!‹

›Das wäre in Ordnung. Wie wird man nun so veranlagte Naturen erziehen und unterrichten? Ob uns die Beschreibung ihrer Erziehung bei der Lösung unserer eigentlichen Aufgabe: die Entstehung der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit im Staate zu beobachten, fördern wird? Wir wollen nichts übergehen, was dazu dienen kann, wollen uns aber auch nicht unnötig aufhalten.‹

Und Glaukons Bruder sagte: ›Ich glaube sicher, daß diese Beschreibung uns zustatten kommen wird.‹

›Dann dürfen wir sie entschieden nicht übergehen, lieber Adeimantos, auch nicht, wenn sie sehr lang wird.‹

›Nein.‹

›Gut! Als ob wir Märchen erzählten und uns viel Zeit dabei ließen, wollen wir die Männer im Geiste erziehen!‹

›Ja, es muß sein.‹

›Welche Erziehung wählen wir? Wir werden schwerlich eine bessere finden, als die, welche im Laufe der Zeiten sich von selber entwickelt hat. Das heißt: gymnastische Erziehung des Körpers, musische Erziehung der Seele.‹

›So ist es.‹

›Werden wir mit der musischen nicht eher beginnen als mit der gymnastischen?‹

›Freilich.‹

›Zu den Gegenständen der musischen Bildung rechnet man auch Geschichten und Überlieferungen, oder nicht?‹

›Doch.‹

Leseprobe

64 | Zweites Buch

(376e–377c)

- ›Nun gibt es doch zwei Arten von Geschichten: wahre und erfundene?‹
- ›Ja.‹
- 377a ›Beide soll man zur Erziehung verwenden, zuerst die erfundenen?‹
- ›Ich verstehe nicht, wie du das meinst.‹
- ›Du verstehst nicht, daß wir den Kindern zuerst Märchen erzählen? Märchen sind aber erfundene Geschichten, die freilich auch Wahres enthalten. Und wir beginnen doch bei den Kindern eher mit Märchen als mit körperlichen Übungen.‹
- ›Ganz recht.‹
- ›So meinte ich es, wenn ich sagte, die musische Bildung müsse der gymnastischen vorangehen.‹
- ›Es ist richtig.‹
- b ›Nun weißt du, daß der Anfang überall das wichtigste ist, zumal bei jungen, zarten Geschöpfen. In der Kindheit wird die Form umrissen und eingedrückt, die sie haben sollen.‹
- ›Allerdings.‹
- ›Können wir es daher ohne weiteres zulassen, daß die Kinder beliebige Geschichten von beliebigen Märchendichtern zu hören bekommen? Auf die Gefahr hin, daß sie die entgegengesetzten Anschauungen in ihre Seele aufnehmen, als wir bei den Erwachsenen zu finden wünschen?‹
- ›Ganz und gar nicht können wir das zulassen.‹
- c ›Wir müssen die Dichter also beaufsichtigen, müssen die guten Geschichten auswählen, die schlechten ausscheiden. Die ausgewählten geben wir den Ammen und Müttern und legen ihnen ans Herz, sie ihren Kindern zu erzählen und dadurch weit mehr für die Pflege ihrer Seele zu tun, als sie mit ihren Händen für die leibliche Pflege tun. Von den Geschichten, die man heute erzählt, müssen wir die meisten verbieten.‹
- ›Welche denn?‹
- ›Die größeren werden uns die kleineren deutlich machen. Denn in den kleineren muß doch derselbe Sinn liegen, und

Leseprobe

(377d–378b)

Erziehung durch Dichtung | 65

sie müssen dieselbe Wirkung haben wie jene. Oder meinst du nicht?

›Doch. Aber ich sehe nicht, welche du unter den größeren verstehst.‹

›Nun die, welche Hesiod und Homer und die anderen Dichter uns erzählt haben. Sie haben doch Mythen gedichtet und den Menschen erzählt. Sie tun es noch.‹

›Was für welche? Und was tadelst du an ihnen?‹

›Was man zuerst und am schärfsten tadeln muß, zumal wenn die Mythen dann auch noch falsch erfunden sind.‹

›Was heißt das?‹

›Wenn der Dichter die Götter und Helden falsch darstellt, also ein unähnliches Bild von ihnen zeichnet wie ein schlechter Porträtmaler.‹

›Es ist richtig, dergleichen zu tadeln. Aber wie und wovon gilt denn das?‹

›Gleich bei der bedeutendsten Erfindung, die uns die bedeutendsten Ereignisse erzählt, hat der Erzähler falsch berichtet, nämlich Hesiod in seinem Mythos von der Tat des Uranos und von der Rache, die Kronos an ihm nahm. Die Taten des Kronos aber, die dann folgen, und die Greuel, die sein Sohn an ihm verübt hat, dürfte man vor unverständigen Kindern meiner Meinung nach selbst dann nicht erzählen, wenn diese Dinge wahr wären. Man sollte lieber über sie schweigen. Wäre es aber unvermeidlich, von ihnen zu sprechen, so geschähe es am besten in der Stille, vor ganz wenigen Zuhörern, die vorher ein Opfer bringen müßten, und zwar ein großes, umständliches, kein gewöhnliches. So werden sich recht wenige Hörer finden.‹

›Ja, es sind arge Geschichten!‹

›Und sie sind in unserem Staat verboten, Adeimantos! Man darf jungen Leuten nicht einreden, daß der ruchloseste Verbrecher nichts Verwunderliches tue, auch der nicht, wer seinen Vater auf jede Weise mißhandelt, wenn ihn dieser kränkt. Denn damit tue er nur, was die ältesten und höchsten Götter getan haben.‹

›In der Tat, diese Dinge passen nicht für die Jugend.‹

Leseprobe

66 | Zweites Buch

(378c–379a)

- c ›Überhaupt, daß Götter einander bekriegen, verfolgen und gegeneinander fechten! Es ist ja auch nicht wahr! Die künftigen Wächter des Staates sollen es doch als größte Schande ansehen, leicht miteinander in Streit zu geraten. Die Gigantenschlacht also darf man ihnen auf keinen Fall erzählen und ausmalen, ebensowenig die verschiedenen anderen Götterkämpfe und Heroenkämpfe zwischen den nächsten Angehörigen. Die Kinder sollen doch glauben, daß sich nie ein Bürger mit einem anderen verfeindet hat und daß dies auch verboten ist. Das müssen die Greise und Greisinnen und d überhaupt die Älteren daher von Hause aus betonen, und die Dichter müssen gezwungen werden, ihre Mythen dementsprechend zu dichten. Heras Fesselung durch ihren Sohn, Hephaistos' Sturz aus dem Himmel durch seinen Vater, als er seiner mißhandelten Mutter beistehen wollte, ebenso die Götterschlachten, die Homer gedichtet hat, werden in unserem Staate nicht zugelassen, ob sie nun sinnbildlich gemeint sind oder nicht. Der Knabe kann nicht unterscheiden, was sinnbildlich ist und was nicht, sondern was er in diesen Jahren e aufnimmt, das pflegt unauslöschlich und unverrückbar in ihm zu haften. Darum ist es doch wohl von höchster Wichtigkeit, daß es möglichst gute Dichtungen sind, die er zu allererst hört.‹
- XVIII ›Das hat Sinn. Aber wenn man uns nun fragt, was für Dichtungen es seien, die wir gut nannten?‹
- 379a Ich erwiderte: ›Adeimantos, du und ich, wir sind jetzt keine Dichter, sondern Gründer eines Staates. Die Gründer müssen über die Grundsätze im klaren sein, nach denen die Dichter zu verfahren haben und von denen keine Abweichung gestattet ist. Aber sie brauchen nicht selber zu dichten.‹
- ›Gut. Aber welches sind diese Grundsätze für die Göttermythen?‹
- ›Etwa folgende. Der Gott muß stets so dargestellt werden, wie er in Wirklichkeit ist, ob man ihn nun im Epos oder in der Tragödie auftreten läßt.‹
- ›Ja, das ist nötig.‹

Leseprobe

(379b–d)

Reinigung der Göttermythen | 67

›Und Gott ist gut, muß also als gut dargestellt werden?‹ b
›Ohne Zweifel.‹
›Aber kein Wesen, das gut ist, ist unheilvoll, nicht wahr?‹
›Ich meine nicht.‹
›Und wenn es nicht unheilvoll ist, verfolgt es niemanden?‹
›Keinesfalls.‹
›Und wenn es niemanden verfolgt, tut es niemandem Böses?‹
›Auch das nicht.‹
›Und wenn es nichts Böses tut, verursacht es auch nichts Böses?‹
›Unmöglich.‹
›Dagegen: ein Wesen, das gut ist, ist hilfreich?‹
›Ja.‹
›Verursacht also Wohlergehen?‹
›Ja.‹
›So ist ein gutes Wesen nicht Ursache aller Dinge, sondern c
nur Ursache des Guten, nicht des Bösen.‹
›Vollkommen richtig.‹
›Daher ist Gott, weil er gut ist, nicht Ursache aller Schicksale, die den Menschen treffen, wie die Menge meint, sondern nur weniger Schicksale. An den meisten ist er unschuldig; denn wir erleben viel weniger Gutes als Böses. Alles Guten Ursache ist allein Gott, aber für das Böse muß man andere Ursachen suchen, nicht ihn.‹
›Du hast ganz recht, glaube ich.‹
›Es ist also Irrtum und Unverstand, den wir nicht gelten d
lassen dürfen, weder von Homer noch von einem anderen Dichter, wenn der erstere sagt:

Zween Gefäße, gefüllt mit Gaben, die sie verleihen,
Stehn an der Schwelle des Zeus; die enthalten das Glück und
das Unglück;
und wem Zeus aus allen beiden gibt,
Dem ist Wechsel von Leid und Lust zu erleben beschieden;
wem aber allein aus dem einen,

Leseprobe

68 | Zweites Buch

(379d–380c)

den macht er zuschanden:
Über die heilige Erde, verfolgt von Hunger und Elend, –

- e Ähnlich die andere Stelle: Zeus sei uns gesetzt als ‘Walter des
XIX Guten und Bösen’. Und wenn es so dargestellt wird, ob der
Bruch der Schwüre und Verträge, den Pandaros begeht,
durch Athena und Zeus veranlaßt worden sei, so ist auch das
nicht zu billigen. Ebensowenig der Zwist der Götter und
380a dessen Schlichtung durch Themis und Zeus. Auch dürfen
unsere Jünglinge nicht Worte hören, wie sie Aischylos ge-
sprochen hat:

Die Schuld, sie kommt den Sterblichen von Gott,
Wenn er ein Haus zerstören will bis auf den Grund.

- Behandelt man die Leiden der Niobe, worin diese Verse vor-
kommen, oder die Leiden der Pelopiden, oder die trojani-
schen Kämpfe in einem Gedicht, so darf man entweder nicht
Gott als Urheber der Leiden bezeichnen, oder aber man muß
es in unserem Sinne tun, also sagen, daß Gott aus Gerechtig-
b keit und Güte strafe und den Leidenden die Strafe zum Se-
gen wurde. Daß die Strafe sie ins Unglück brachte und daß
Gott diese Strafe verhängte, dürfen sie nicht sagen; dagegen
können sie es so wenden, daß jene Verfolgten böse und durch
ihre Bosheit unglücklich waren, infolgedessen Strafe nötig
hatten und der strafende Gott ihnen eine Wohltat erwiesen
hat. Dem guten Gott Schuld an irgendeiner Bosheit zu ge-
ben, müssen wir durchaus verbieten! Soll in einem Staat gute
Ordnung herrschen, so darf niemand dergleichen behaupten,
c niemand dergleichen anhören, sei er nun jung oder alt, sei es
in Versen oder in Prosa vorgetragen. Denn es ist unschicklich,
schadet uns und widerspricht sich selber.
›Für ein solches Gesetz stimme ich ebenfalls und erkenne
es an.«
›So wäre dies das eine Gesetz und der eine Grundsatz für
die Göttermythen, nach dem die Erzähler und Dichter sich
zu richten haben: Gott nicht Ursache aller Dinge, sondern
nur Ursache des Guten.«

Leseprobe

(380d–381b)

Reinigung der Götter-Mythen | 69

›Der Grundsatz erfüllt seinen Zweck völlig.«

›Welches ist der zweite Grundsatz? Glaubst du, daß Gott d ein Gaukler ist und sich aus bösen Absichten in verschiedene Gestalten verwandelt, gleichviel ob diese Verheimlichung seiner wahren Gestalt durch allerhand Gaukeleien wirklich erfolgt oder ob sie nur eine scheinbare ist? Ist Gott nicht vielmehr einfacher Natur und verändert unter keinen Umständen sein Wesen?«

›Darauf kann ich nicht gleich Antwort geben.«

›Nun denn: wenn ein Wesen seine Gestalt aufgibt, muß e doch entweder dies Wesen selber oder ein anderes Wesen die Verwandlung bewirken?«

›Unbedingt.«

›Aber Dinge, die fehlerlos sind, sind doch der Veränderung durch äußere Einflüsse am wenigsten ausgesetzt? Der Körper zum Beispiel wird durch Speise, Trank, Arbeit, jedes Geschöpf überhaupt durch Sonne, Wind und ähnliche Einflüsse dann am wenigsten verändert, wenn es am gesündesten und 381a stärksten ist?«

›Ja, gewiß.«

›Und die tapferste und verständigste Seele läßt sich durch äußere Einwirkungen ebenfalls am wenigsten erschüttern und beeinflussen?«

›Ja.«

›Auch den Gerätschaften und Gebäuden kann die Zeit und können andere Einflüsse am wenigsten anhaben, wenn sie gut gearbeitet und gut imstande sind.«

›So ist es.«

›Alles, was vollkommen ist, sei es von Natur oder durch b Kunst oder durch beides, läßt sich durch andere Dinge nicht aus seiner Verfassung bringen.«

›Augenscheinlich.«

›Gott aber und seine Natur ist in jeder Hinsicht vollkommen.«

›Ohne Frage.«

›So erleidet er am allerwenigsten Veränderungen.«

›Am allerwenigsten.«

Leseprobe

70 | Zweites Buch

(381b–e)

- XX ›Aber vielleicht wandelt und verändert er sich selber?‹
›Wenn es überhaupt geschieht, tut er es offenbar.‹
›Verändert er sich ins Edlere und Schönerere, oder ins Geringere und Häßlichere?‹
›Notwendig ins Geringere und Häßlichere, falls es geschieht. Wir können doch nicht sagen, daß es Gott an Schönheit und Hoheit fehle.‹
c ›Ganz richtig! Aber, Adeimantos, wird sich jemand aus freien Stücken erniedrigen, gleichviel ob ein Gott oder ein Mensch?‹
›Unmöglich.‹
›Also denkt Gott unmöglich daran, sich zu verwandeln. Jeder Herrlichste und Vollkommenste verharret, wenn er kann, ewig in seiner Gestalt.‹
›Meiner Meinung nach unbedingt.‹
d ›Kein Dichter erzähle uns also, Bester, daß
auch Götter durchziehen gleich fernher kommenden
Wandern
Wechselnd, in jeder Gestalt, die Länder und Städte;
keiner lüge uns vor, daß Proteus und Thetis sich verwandelt hätten. Keiner lasse in Tragödien und andern Gedichten Hera in Gestalt einer Priesterin auftreten, wie sie Gaben sammelt für des
Inachosstromes in Argos reichtumspendende Söhne.
Und die vielen ähnlichen Lügen unterlasse man ebenfalls.
e Die Mütter sollten an solche Dinge nicht glauben und dürften ihre Kinder nicht mit dem albernen Märchen in Schrecken setzen: manche Götter wanderten nachts in allerhand unheimlichen Gestalten umher. Das ist Gotteslästerung und macht die Kinder überdies furchtsam.‹
›Nein, man sollte es nicht tun.‹
›Wenn nun aber die Götter sich auch nicht wirklich verwandeln, so betrügen sie uns doch am Ende und gaukeln uns die verschiedenen Gestalten vor?‹
›Vielleicht.‹

Leseprobe

(382a–d)

Götter lügen nicht | 71

›Wie? Meinst du, Gott belügt uns durch Vorspiegelungen, 382a
seien dies Taten oder Worte?‹

›Ich weiß nicht.‹

›Du weißt nicht, daß alle Götter und Menschen die wahre
Täuschung, wenn man so sagen könnte, verabscheuen?‹

›Wie meinst du das?‹

›Ich meine, daß niemand in seinem Innersten und über
sein Innerstes absichtlich lügt, daß er vielmehr die größte
Furcht davor hat, hier die Lüge zu beherbergen.‹

›Ich verstehe noch nicht.‹

›Du denkst, ich sagte etwas Besonderes. Ich sage nur, daß b
kein Mensch sich selber betrügen und über die Wahrheit be-
logenen werden und über die Wahrheit im unklaren sein will,
daß er also die Lüge in seiner Seele aufs höchste verabscheut.‹

›Allerdings aufs höchste.‹

›Und diese wirkliche Unbekanntschaft mit der Wahrheit
in der Seele eines Belogenen wird man doch mit vollem
Recht wahre Täuschung nennen, wie ich es eben tat. Denn
Worte sind ja nur die Nachbildung eines seelischen Zustan-
des und eine späte Spiegelung; sind nicht unmittelbare Täu-
schung. Oder ist es nicht so?‹ c

›Doch.‹

›Die wahre Lüge also wird nicht bloß von den Göttern, XXI
sondern auch von den Menschen verabscheut.‹

›Ich meine.‹

›Wann kann man nun aber von der Lüge in Worten Ge-
brauch machen, und wer kann es? Wann ist die Lüge in Wor-
ten nicht verabscheuungswürdig? Kann man sie vielleicht ei-
nem Feinde gegenüber anwenden und solchen Freunden
gegenüber, die im Wahnsinn oder aus Unbesonnenheit ein
Unglück anrichten wollen? Also als Abwehrmaßregel, wie
ein ärztliches Heilmittel? Im Grunde machen wir es ja mit
den Mythen ähnlich, von denen wir sprachen. Wir wissen d
nicht, wie diese alten Dinge sich in Wahrheit zugetragen
haben; darum erfinden wir Geschichten, die der Wahrheit
möglichst nahe kommen; wir ziehen also aus Täuschungen
Nutzen.‹

Leseprobe

72 | Zweites Buch

(382d–383b)

- ›Ja, genau so ist es.«
›Hat Gott das Lügen ebenfalls aus diesen Gründen nötig?
Erfindet er Geschichten, die sich der Wahrheit nähern, weil er über die Ereignisse der Vorzeit nicht unterrichtet ist?«
›Das ist lächerlich.«
›Ein Dichter, der lügen muß, steckt nicht in Gott.«
›Ich glaube nicht.«
- e ›Oder lügt er aus Furcht vor Feinden?«
›Weit entfernt.«
›Oder weil ein Freund von ihm wahnsinnig oder unbesonnen ist?«
›Kein Unbesonnener oder Wahnsinniger ist ein Freund der Götter.«
›Also hat Gott keinen Grund zu lügen?«
›Nein.«
›Überirdische und göttliche Wesen sind völlig truglos.«
›Völlig.«
›Gott ist einfach, ist wahr in Tat und Wort. Er verwandelt sich nicht und betrügt niemanden, nicht durch Stimmen und nicht durch Zeichen, die er schickt, nicht im Wachen und nicht im Traume.«
- 383a ›Jetzt, wo du es aussprichst, wird es auch mir ganz klar.«
›Du bist also mit folgendem zweiten Grundsatz für die Göttermythen und Dichtungen einverstanden: die Götter sind keine Gaukler; sie verwandeln sich nicht und führen uns nicht irre durch Lügen in Wort und Tat?«
›Ich bin einverstanden.«
›Wir loben vieles am Homer; aber daß Zeus dem Agamemnon jenen Traum schickt, loben wir nicht. Und am Aischylos loben wir es nicht, wenn Thetis erzählt, Apollon habe bei ihrer Hochzeit gesungen:
- b Liebe Kinder schenke er den Sterblichen
Und langes Leben, das von aller Krankheit frei.
Von Gottes Leitung meiner Tage klang sein Lied,
Und pries mich laut, erfreut' und tröstete mein Herz.
Ich glaubte ihm, und truglos, hofft' ich, sei sein Mund
Und wahr, des Sehers, dessen Weisheit grenzenlos.

Leseprobe

(383b–c)

Götter lügen nicht | 73

Doch ach, der sang, der mit uns selbst zu Tische saß,
Der Seher Phöbus selbst erschlug mir jetzt den Sohn.

Wenn jemand derartig von den Göttern spricht, werden wir zornig. Wir geben ihm keinen Chor zur Aufführung seines Stückes und verwehren den Lehrern, es beim Knabenunterricht zu verwenden. Denn unsere Wächter sollen gottesfürchtig und gottähnlich werden, soweit es Menschen überhaupt möglich ist.◀

◊Ich bin mit den beiden Grundsätzen einverstanden und würde ihnen Gesetzeskraft geben.◀